

Reisende der Angst

Der scheele Blick des Westens auf Afrika: Teil zwei. Von Friedrich C. Burschel

Pathische Projektion

Die Afrikaner_innen, die Schwarzen, waren zwar entfernte Verwandte, so haben wir gehört, aber sie konnten, sollten nicht mit den gleichen Rechten ausgestattet sein wie die Weißen, die Europäer_innen. Alle naturwissenschaftlichen Zweige versuchten ihnen einen Platz zwischen Mensch und Tier, als „missing link“ zwischen Mensch und Affe, zuzuweisen, jedenfalls niedriger stehend als der „echte Mensch“ und diesem mithin unterworfen, auch in seinem Lebensrecht. Was ihm die „Zivilisierten“ jedoch an Erbsünden und Vergehen gegen Gottes Ordnung vorwarfen – Zeitlosigkeit, Mordlust, Faulheit, Grausamkeit, Hässlichkeit, Kannibalismus, Wildheit, Unvernunft, sexuelle Freizügigkeit –, all das kann grosso modo in Anlehnung an Max Horkheimers und Theodor W. Adornos *Elemente des Antisemitismus* aus der *Dialektik der Aufklärung* als „pathische Projektion“ gelesen werden: Der weiße Weltbeherrscher setzte mit Gier an Grausamkeit alles um, was er dem „hilflos unterlegenen“ „Eingeborenen“ andichtet; außer Kannibalismus, sofern man von literarischem und kulturellem Kannibalismus á la Conrad absieht.

Als Marlows schwarzer Steuermann von einem Speer tödlich ins Herz getroffen wird, ist es der Blick des sterbenden Wesens, der bei Conrad noch mal die Frage nach der Menschlichkeit aufwirft:

„Und die abgründige Intimität jenes Blickes, den er mir zuwarf, als ihm die tödliche Wunde beigebracht wurde, ist mir bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis geblieben – wie der Anspruch einer fernen Verwandtschaft, die sich in einem höchsten Augenblick befestigt hat.“ (S. 90)

Diese Verwandtschaft, die unserem Marlow hier wie ein Zugeständnis auf dem Sterbebett abgerungen wird, wird in der Geschichte der Marter Afrikas negiert. Um das gigantische Mord- und Versklavungsunternehmen ins Werk setzen zu können, mussten

sich die Kolonisatoren stets der Nicht-Menschlichkeit, des Stadiums zwischen Mensch und Tier, jedenfalls der Nicht-Ebenbürtigkeit der Schwarzen versichern. Keiner hat diese Haltung wie Theodor W. Adorno in seinen *Minima Moralia* auf den Punkt gebracht:

Menschen sehen dich an. - „Die Entrüstung über begangene Grausamkeiten wird umso geringer, je unähnlicher die Betroffenen den normalen Lesern sind, je brünetter, ‚schmutziger‘, dagohafter. Das besagt über die Greuel nicht weniger als über die Betrachter. (...) Die stets wieder begegnende Aussage, Wilde, Schwarze, Japaner gleichen Tieren, etwa Affen, enthält bereits den Schlüssel zum Pogrom. Über dessen Möglichkeit wird entschieden in dem Augenblick, in dem das Auge eines tödlich verwundeten Tiers den Menschen trifft. Der Trotz, mit dem er diesen Blick von sich schiebt – ‚es ist ja bloß ein Tier‘ – , wiederholt sich unaufhaltsam in den Grausamkeiten an Menschen, in denen die Täter das ‚nur ein Tier‘ immer wieder sich bestätigen müssen, weil sie es schon am Tier nie ganz glauben konnten. In der repressiven Gesellschaft ist der Begriff des Menschen selber die Parodie der Ebenbildlichkeit. Es liegt im Mechanismus der ‚pathischen Projektion‘, dass die Gewalthaber als Menschen nur ihr eigenes Spiegelbild wahrnehmen, anstatt das Menschliche gerade als das Verschiedene zurückzuspiegeln. Der Mord ist dann der Versuch, den Wahnsinn solcher falschen Wahrnehmung durch größeren Wahnsinn immer wieder in Vernunft zu verstellen: was nicht als Mensch gesehen wurde und doch Mensch ist, wird zum Ding gemacht, damit es durch keine Regung den manischen Blick mehr widerlegen kann.“ (S. 188ff.)

Mit dieser zusammenfassenden Analyse können wir jetzt einen Strich unter die kulturhistorische Betrachtung der Problematik machen, um uns nun noch zwei Aspekten zuzuwenden, die das Heute und die Bilder von Afrika und seine Bewohner_innen betreffen, die sich aktuell in Deutschland oder im deutschsprachigen Raum zeigen. Dabei geht es auch um die Ausstellung dieser Bilder.



Völkerschau reloaded

Im Jahr 2005 ist in Augsburg eine große Attraktion zu besichtigen gewesen: das „African Village“. Der originalgetreue Nachbau „afrikanischer“ Hütten und Dorfensembles mit „echten“ afrikanischen Statist_innen dazwischen, welche „typisch afrikanisches“ Hand- und Kunsthandwerk wie auf einem Weihnachtsmarkt darbieten sollten. Schon dieses Konzept ist in seiner geschichtslosen Abgeschmacktheit kaum auszuhalten, aber man würde mit wegwerfender Handbewegung vielleicht sagen: „Die lernen es nie!“. Was dieses Arrangement indes zum Skandal machte, war der Standort der Ausstellung: der Augsburger Zoo nämlich. Wenn man so darüber nachdenkt, wie ungeheuerlich diese Wiederaufnahme der Hagenbeckschen Tradition der Völkerschau daherkommt, so sehr macht diese Geschichte klar, wie banal und entwürdigend die Bilder von Afrika noch heute dem entsprechen, was vor hundert, vor ein paar hundert Jahren als Standard gesetzt wurde.

Einen ähnlichen „zivilisatorischen“ Standard bedient auch die Völkerschau „Afrika! Afrika!“ von Zirkusdirektor André Heller. Zur Vorführung kommen die begabten Schwarzen mit den viel gepriesenen und beachtlichen Vorzügen, ihrem Rhythmusgefühl, der Geschmeidigkeit und der tiergleichen Beweglichkeit der schönen, edlen Körper: dies sind echte „Wilde“ und keine Sklaven, versteht sich. Man könne, so Heller, von den afrikanischen Künstler_innen lernen „ganz im Augenblick zu leben“: Hier ist er, der sprichwörtliche Mangel an Vorausschau. Aber auch Spaß und Lebensfreude, sowie „kindliche“ Natur gehören zu den Stereotypen, die im Kontext des „Ethno-Showbusiness“ fröhliche Urstände feiern (was für eine Redewendung!). Gesteigert wird diese Parade von Stereotypen noch durch eine weitere Show mit dem Titel „Mother Africa!“, wo Frauen vorgeführt werden unter dem Label „Wild! Exotisch! Erotisch! Anders!“ und das Bild der willigen, sexuell unersättlichen, üppigen und freizügigen „N...in“ einmal mehr

reproduziert wird. Und wenn Heller beteuert: „Wir wollten den Menschen in Europa zeigen, dass der Kontinent mehr ist als Hunger, Armut und Korruption“, so knüpft er unwillkürlich an die Tradition der „Völkerverständigung“ und, wie es in einem Programmheft des „Zirkus Sarrasani“ einst stand, der „Völkerversöhnung“ an. Hier beugt sich jemand gönnerhaft zu einem „jüngeren Verwandten“ oder eben einem Kind hinunter. (Vgl. auch *Hinterland* #8).

Und Kunst aus Afrika? Hier sei mit Peter Weibel ein Blick auf den postkolonialen Ein- und Ausschlussdiskurs im Kunstkontext etwa im Katalog „Inklusion Exklusion“ zum Steirischen Herbst 1996 empfohlen. Ausgehend von der Exklusivität und „Reinheit“ des als „White Cube“ gedachten westlichen Ausstellungsraumes fragt Weibel gemeinsam mit den damals beteiligten Künstler_innen nach dem Verbleib von Kunst aus den ehemaligen Kolonien, aus der Peripherie des globalen, kapitalistischen Systems.

„Das Kunstsystem entscheidet im europäisch-nordamerikanischen Referenzrahmen, welche Produkte und Praktiken erstens als Kunst beziehungsweise relevante Kunst inkludiert werden, und zweitens, welche außereuropäischen Produkte und Praktiken in das europäisch-nordamerikanische Kunstsystem inkludiert werden.“ (*Seite 11*)

Die Kultur und die westliche Welt beruhen mithin prinzipiell auf Exklusion, verweisen das Wissen, die Stimme und die Kunst der „Anderen“ auf die Plätze jenseits der Grenzen.

„Die Trennung in ‚Kunstmuseum‘ und ‚Völkerkundemuseum‘ markiert genau die Grenzlinie von Inklusion und Exklusion“. (*ebd.*)

Die Hoffnung, so Weibel weiter, dass die Globalisierung diese Marginalisierung und Exklusion des Peripheren aufheben würde, habe sich nicht erfüllt:

„Mittlerweile realisieren wir, dass die Globalisierung keine Emanzipation des Marginalen und Peripheren nach sich zieht oder die Macht von Zentren schwächt, sondern vielmehr zum Wachstum zentralisierender Funktionen und Operationen beiträgt und die historischen Formen der Macht, der Hegemonie und Ausbeutung nur neu strukturiert und damit stärkt.“ (Seite 12)

Daran hat sich auch im Kontext mit Kunst, Ausstellung, Museum und Galerie kaum etwas geändert: dem „White Cube“ werden nur etwas häufiger nach Belieben Exponate „fremder Kulturen“ und eben Leihgaben aus dem Völkerkundemuseum beigegeben.

Kino: der späte Sieg

Es würde vermutlich zu weit führen, auch noch das Kino nach Afrika-Bildern zu durchforsten, um festzustellen, dass die stilprägenden Blockbuster, die auf dem Kontinent Afrika spielen oder in denen Afrikaner_innen tragende Nebenrollen spielen, dem Kontinent und seinen Menschen wieder ausschließlich Kulissen-Funktion und Statistenrollen zuweisen: es geht immer um den weißen Mann, seltener um die weiße Frau, die durch das Medium Afrika zu sich selbst finden oder eben nicht. Die koloniale Rollenverteilung wird ein ums andere Mal abgebildet, der grundgute, menschenrechtlich orientierte, weiße Soldaten-Zivilist und sein in diesem Sinne angelernter Boy stehen dem massenmordenden, unverständlich grausamen, naturgewalttätigen „Wilden“ gegenüber, um den Sieg der Zivilisation, die nur weiß sein kann, zu inszenieren. Zu nennen sind hier *Der letzte König von Schottland*, *Blood Diamonds*, *Lord of War*, *Die weiße Massai*, *Die Tränen der Sonne*, *Hotel Ruanda* und ältere Streifen wie *African Queen* und *Jenseits von Afrika*. Wenn etwa in *Blood Diamonds*, in dem natürlich der skrupellose Söldner-Typ mit gutem Herz, den Leonardo di Caprio darstellt, die Hauptrolle spielt, gefangenen Zivilisten in Sierra Leone die Hände mit einer großen Axt abgeschlagen werden, bedient das das Bild des blutrünstigen, grausamen Ureinwohners, der auch als Kindersoldat mit modernsten automatischen Waffen immer noch der Kannibale ist, als welchen „wir“ ihn in unserem kollektiven kulturellen Langzeitgedächtnis abgespeichert haben.

Verschwiegen wird, dass das Handabschlagen vermutlich eher auf den Kongo unter König Leopold zurückgeht, der seinen Schergen auftrug, den Sklav_innen, die ihr Arbeitssoll bei der Kautschuk-Ernte nicht erfüllten, oder ihren Kindern die Hände (oder auch Füße) abzuschlagen. Auch bei der Aufstandsbekämpfung kam dieses Ritual zum Tragen: um die Prämie für jeden erschlagenen Aufständischen einzukassieren, sollten Leopolds „Security“-Leute deren abgeschlagene Hände vorzeigen. Es blieb nicht aus, dass die eifrigen Jäger dann einfach auch so ein paar Menschen erschlugen oder auch Lebenden die Hände abschnitten, um die Kopfprämie zu bekommen. Die so geernteten Hände wurden über Feuer getrocknet und haltbar gemacht, damit sie den Transport zur Kasse überstanden... Ohne diesen Irrsinn vertiefen zu wollen, zeigt dieser Kontext, wie es dem Westen spätestens mit der Filmindustrie gelungen ist, sein schlechtes Gewissen wegen des Genozids an Schwarzen Menschen zu überwinden und – ein weiteres Mal – ins Gegenteil zu verkehren. (vgl. Adam Hochschild, *Schatten über dem Kongo*. S. 321ff, Fotos S. Xf)

Aber sehen Sie sich auch den Dokumentarfilm des Ex-US-Marines Brian Steidle an, der in *Die Todesreiter von Darfur* versucht, die Weltöffentlichkeit über den Völkermord im West-Sudan zu informieren und aufzurütteln. Ein edles Unterfangen, das dem braven Militär missrät, weil es ihm nur um sich selber geht. Er kann gar nicht zu den entscheidenden Fragen im Zusammenhang mit Darfur – zum Beispiel, welche Rolle China und westliche Interessen in der Gegend spielen – vordringen, weil er zu sehr mit sich und seinem guten Willen, zu sehr mit seinem moralisierenden Schwarz-Weiß-Bild des Geschehens beschäftigt ist. Der Film ist gut gemeint, aber er offenbart die vollkommene Unfähigkeit, sich Afrika in adäquaten, nachvollziehbaren Schritten zu nähern. Die Todesreiter sind wieder jene „Gespenster“, „Schatten“ und „prähistorischen Dämonen“, die wilde Opferriten einer geschichtslosen Epoche vollziehen – Steidle wünscht sich ein Gewehr herbei, um diesen „Schemen“ heimzuleuchten. Der Kolonist will Ordnung schaffen und die wilden Reiter domestizieren.



The lost Continent

Hatte Afrika, hatten die in den 1960er Jahren (in den von den Kolonialmächten vorgegebenen Grenzen) unabhängig werdenden Staaten im Zeitalter des Block-Antagonismus noch eine Rolle in den Auseinandersetzungen und Stellvertreterkriegen zwischen dem Westen und der kommunistischen Welt, so hat der Kontinent seit 1990 noch diesen Rest an Bedeutung verloren. Damals versuchte jede der Supermächte, sich die Gefolgschaft so vieler der Nachfolgestaaten des kolonialen Afrika zu sichern wie möglich. Und es waren die Staaten am leichtesten zu gewinnen, die einen verwöhnten Despoten an der Spitze hatten. (Dass das auch bis heute so weiterging, erweist sich gerade als vorläufige Pointe des Kolonialismus in den Aufständen im Maghreb. Dort wurden beziehungsweise werden die vom Westen gestützten und von korrupten Eliten getragenen Regime etwa von Ben Ali (Tunesien), Mubarak (Ägypten) und Gaddafi (Libyen) – die übrigens alle drei mit ihren Regierungsparteien Mitglieder der Sozialistischen Internationale waren, ehe sie hastig ausgeschlossen wurden – von Aufständen erschüttert und beseitigt). Mit Geld und Modernisierung wurde belohnt, wer auf Biegen oder Brechen Stabilität garantieren und für den Verbündeten Gewehr bei Fuß im Kampf gegen den Kommunismus stehen konnte. Aber auch die Hilfe, welche seitens des Sowjetblocks den afrikanischen „Bruderstaaten“ damals zuteil wurde, trug wenig zu Emanzipation und Freiheit der Menschen bei. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion begann aber ein völlig anderer Run auf die afrikanischen Sphären: es ging zu keinem Zeitpunkt um Menschen, Menschenrechte, Freiheit und Demokratie. Bis heute hetzen die führenden Mächte der Welt afrikanische Legionen aufeinander, indem sie an Verwaltungsformen und Strukturen der Kolonialzeit anknüpfen. Was wir jedoch über Afrika auch heute noch erfahren, ist das, was im Interesse derer liegt, die die Nachrichten von dort kontrollieren oder, weniger verschwörungstheoretisch: das, was wir über „Afrika“ erfahren, durch einen diskursiven Wahrnehmungsfilter rauschen lassen, und das sind nach wie vor und immer wieder dieselben Kolonialmächte, die das Schicksal des Kontinents schon vor mehr als hundert Jahren besiegelt haben.

Inzwischen ist der Kontinent fast völlig abgehängt und die Aber-Millionen Toten, die er ständig in seiner Einsamkeit generiert, kümmern den Rest der Welt nicht. Die Millionen Aids-Toten im südlichen Afrika, die Millionen Toten in den postkolonialen Konflikten, die Minenopfer aus Jahrzehnten mit westlicher und sowjetischer Militärtechnik befeuerter pseudo-ethnischer Konflikte (zum Beispiel ist die der ruandischen Katastrophe von 1994 zugrunde liegende rassistische Einteilung in Tutsi und Hutu eine Erfindung der deutschen und belgischen Kolonisatoren) und zahlreiche Formen der „Zwangsethnisierung“ (Klaus Theweleit), das Elend des Hungers und der Krankheiten in einem verwüsteten Riesenerdteil sind eine Marginalie bei der Befriedigung von Verwertungs- und Absatzinteressen. Der superbillige Agrar-Überschuss Europas wird auf afrikanische Märkte gepumpt und den heimischen Produzenten so der Boden unter den Füßen weggezogen, der industrielle Fischfang europäischer Flotten hat die Meere entleert, die letzten Fischer Afrikas verkaufen ihre Boote an Fluchthilfe-Agenten, die die Boote überfüllen und auf die Reise auf die Kanaren, über die Ägais oder nach Malta und Lampedusa, kurz: nach Europa schicken. Die reichen Bodenschätze werden ihren Besitzer_innen für die Glasperlen der Postmoderne, nämlich Waffen, abgeknöpft und zur Veredelung fortgeschafft, was vor allem deshalb so reibungslos funktioniert, weil man die innerstaatlichen Konflikte dort bis zu einem Menschen verzehrenden permanenten Bürgerkrieg gesteigert hat und sich seine Geschäftspartner je nach der militärischen Lage aussuchen kann. Menschen ohne Hoffnung bleiben zurück, bar jeder Chance an einer Teilhabe am Wohlstand der Welt: die Schwachen ziehen in die Megacities, die Starken machen sich auf den Weg in die so genannte erste Welt, um dort als Sklavenarbeiter auf den modernen Agrar-Plantagen zu arbeiten und von dem kargen Lohn einen warmen Regen nach Afrika zu schicken. Und Staaten, mit denen gar nichts mehr anzufangen ist und die in blutigen Bürgerkriegen untergehen, erklären „wir“ zu „failing states“ und wenden uns solange ab, bis unbotmäßige Subalterne sich erdreisten, gegen „unsere“ Ordnung aufzubegehren und uns zum Beispiel als Piraten zu begegnen, die sich als Freibeuter holen, was ihnen bislang vorenthalten worden ist. Am Ende stehen sie dann, wie derzeit in Hamburg elf somalische Piraten, vor den Gerichten der weißen Postkolonialisten.





Zitierte Bücher:

Chinua Achebe:
Ein Bild von Afrika.
Essays. Berlin. 2000

Theodor W. Adorno,
Max Horkheimer:
Dialektik der Auf-
klärung. *Philosophi-*
sche Fragmente.
Frankfurt. 2009.

Theodor W. Adorno:
Minima Moralia.
Reflexionen aus
dem beschädigten
Leben. Frankfurt.
1951.

Peter Weibel:
Inklusion: Exklu-
sion. Steirischer
Herbst 96.
Graz. 1996.

Klaus Theweleit: Der
Knall. 11. Septem-
ber, das Verschwin-
den der Realität
und ein Kriegsmod-
ell. Frankfurt a.
Main/Basel. 2002

Adam Hochschild:
Schatten
über dem Kongo.
Geschichte eines der
großen, fast verges-
senen Menschheits-
verbrechen.
Stuttgart. 2000

Denjenigen aber, die sich auf den Weg machen, ihr Glück in einer globalisierten Welt zu suchen und ein-zufordern, steht dieser Weg nicht offen, unüberwind-bare neokolonialistische Barrieren und Abwehrsysteme, die sich häufig wieder jener willigen Despoten bedienen (zum Beispiels Libyens) türmen sich vor ihnen auf. Peter Weibel fasst das beispielsweise in seinem Essay *Jenseits des weißen Würfels* zusammen:

„Die gegenwärtigen politischen Bestrebungen, im Namen der Europäischen Union eine ‚Festung Euro-pa‘ zu werden, setzen die ursprüngliche Kolonialpoli-tik der Hegemonie des Zentrums auf Kosten der Randländer fort. (...) Die Integration soll Europa in eine Festung verwandeln, um sich gegen die entkolo-nialisierte Dritte Welt und deren Wettbewerbsfähigkeit zu wehren.“ (S.24)

Vor allem aber gegen ihre Menschen: Nach Zählun-gen unabhängiger Institutionen wie der Amsterdamer NGO „United for Intercultural Action“ starben an den EU-Außengrenzen seit 1993 mehr als 15.000 Men-schen (Stand März 2011), die meisten ertranken in den Europa umgebenden Meeren, die sie unter Lebensgefahr in überfüllten Booten und an den Abschottungs-Bollwerken der EU (jenen für „uns“ durchlässigen semi-permeablen Membranen gegen unerwünschte, dunkle Menschen minderen Werts) vorbei durchmessen wollten. Das sind gekappte Flucht- und Lebenslinien, mit denen Hoffnungen auf Menschlichkeit, Zukunft, eine Chance, auf Schutz und Existenz untergegangen sind. Unterdessen bis nach Senegal, auf lebensgefährliche Wüstendurchquerun-gen oder ins heillos überforderte Griechenland zurückgedrängt mit den vereinten Kräften der EU-Gren-zwache Frontex, der Steuergelder der EU-Bürger_innen und der technologischen Über-wachungsmacht der Industrienationen, machen sich Menschen auf zu irrwitzigen Fahrten zu den 900 bis 1000 Kilometer entfernten Kanarischen Inseln, also EU-Spanien, oder nach Malta und auf das italienische Lampedusa oder über die Ägäis und die türkisch-grie-

chische Landgrenze. Viele Hunderte sterben, ertrin-ken, verdursten oder werden lebensgefährlich ver-letzt. In den zurückliegenden Wochen sind nach dem Sturz der despotischen Verbündeten der EU wieder tausende Menschen Richtung Norden unterwegs und in Griechenland treten geschundene Flüchtlinge in menschenunwürdigen, überfüllten Internierungslagern in den Hungerstreik.

Kein Tag zu früh

Aber es ist anzunehmen, es wäre streitbaren Poeten wie Chinua Achebe gar nicht recht, wenn man Afrika in derart groben Zügen zu einem Kontinent von Opfern und Verlierern machte, die auf Gedeih und Verderb von „unserer“ Großmut abhängig sind. Er for-dert nur, dass die Verhältnisse, „unter denen ein Teil der Menschheit nach wie vor vielerorts unsägliche Qualen und Scheußlichkeiten erlitten hat und bis heute erleidet“, in Frage gestellt werden, Verhältnisse, in denen „an der Menschlichkeit schwarzer Menschen gezweifelt wird.“ (S. 31)

Mit seiner Ermunterung zu diesem Werk möchte ich auch schließen: „Obwohl das Werk der Wiedergutmachung, das getan werden muss, vielleicht beängsti-gend anmutet, glaube ich, dass keinen Tag zu früh damit begonnen werden kann.“ <

Friedrich
C. Burschel
ist Historiker und Politologe.
Er lebt und arbeitet als
freier Journalist in Berlin.